

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Wahrheit und Evidenz**

**Brentano, Franz**

**Leipzig, 1930**

Dritte Abteilung: Die neue Lehre, dargestellt in Briefen

DRITTE ABTEILUNG  
DIE NEUE LEHRE  
dargestellt in Briefen



# Gegen entia rationis und entia irrationalia, sogenannte ideale oder irrationale Gegenstände

## 1. Über das sogenannte «immanente (intentionale) Objekt»<sup>96)</sup>

An Anton Marty.

17. März 1905.

Lieber Freund!

Ich erhalte eben Ihren guten Brief. Der römische Kongreß bringt, wie ich sehe, auch Sie in einige Aufregung. Was mich betrifft, ist dies nicht der Fall, und ich suchte auch in einem heute abgegangenen Brief sowohl E. als K. einigermaßen zu beruhigen. Gewiß sind Druckfehler unangenehm, und der Entfall der Separatabzüge beraubt mich der Möglichkeit, sogar Ihnen ein Exemplar zuzusenden<sup>97)</sup>.

Von dem, was Sie über HÖFLERS Äußerungen sagen, war mir dies über „Inhalt“ und „immanentes Objekt“ der Vorstellung befremdlich<sup>98)</sup>.

Wenn ich von „immanentem Objekt“ sprach, so fügte ich den Ausdruck „immanent“ hinzu, um ein Mißverständnis zu vermeiden, weil manche das, was außerhalb des Geistes ist, Objekt nennen<sup>99)</sup>. Ich dagegen sprach von einem Objekt der Vorstellung, welches ihr ebenso zukömmt, wenn ihr außerhalb des Geistes nichts entspricht.

Es ist aber nicht meine Meinung gewesen, daß das immanente Objekt = „vorgestelltes Objekt“

sei. Die Vorstellung hat nicht „vorgestelltes Ding“, sondern „das Ding“, also z. B. die Vorstellung eines Pferdes nicht „vorgestelltes Pferd“, sondern „Pferd“ zum (immanenten, d. h. allein eigentlich Objekt zu nennenden) Objekt.

Dieses Objekt ist aber nicht. Der Vorstellende hat etwas zum Objekt, ohne daß es deshalb ist.

Es ist aber alther üblich zu sagen: die Universalien als Universalien seien im Geiste, nicht in Wirklichkeit und dergleichen, was nicht heißen will, das so „immanent“ Genannte sei „gedachtes Pferd“ oder „gedachtes Universale“ oder dergleichen. Denn das gedachte Pferd im allgemeinen wäre<sup>100</sup>) ja ein von mir hic et nunc gedachtes Pferd im allgemeinen, das Korrelat zu mir als individuell Denkendem, als individuell dieses Gedachte als gedacht Habendem<sup>101</sup>). Man könnte nicht sagen, das Universale als Universale sei im Geiste, wenn man meinte, zum im Geist seienden Objekt gehöre die Bestimmung „von mir Gedachtes“.

Wenn ARISTOTELES sagt, das *αἰσθητὸν ἐνεργεία* sei im Empfindenden, so redet er auch von dem, was Sie einfach „Objekt“ nennen, was aber ich (eben wegen dieses „in“, das man anzuwenden pflegt) „immanentes Objekt“ zu nennen mir erlaubte, um zu sagen, nicht, daß es sei, sondern daß es Objekt sei, auch ohne daß etwas draußen korrespondierte. Daß es Objekt sei, ist aber das sprachliche Korrelat zu dem, daß der Empfindende es zum Objekt habe, mit anderen Worten, daß er es empfindend vorstelle<sup>102</sup>).

ARISTOTELES sagt auch, daß die *αἴσθησις* das *εἶδος* ohne die *ἔλη* aufnehme (ebenso natürlich der Verstand bloß das *εἶδος νοητὸν* mit Abstraktion von der Materie). Hat er nicht wesentlich gedacht wie wir? Das „gedachte Pferd“ als Objekt genommen, wäre Gegenstand der inneren Wahrnehmung, die das Denkende wahrnimmt, wenn dies mit dem Gedachten ein Paar Korrelative bildete, da Korrelative ohne einander nicht wahrnehmbar

sind<sup>103</sup>). Das, was als primäres Objekt empfunden oder vom Verstand universell als primäres Objekt gedacht wird, ist aber doch nicht Gegenstand der inneren Wahrnehmung. Entweder müßte ich der primären Vorstellungsbeziehung gar kein Objekt und gar keinen Inhalt zugeschrieben haben, oder ich konnte ihn nicht = „gedachtes Objekt“ gleichgesetzt haben<sup>104</sup>). Ich protestiere also gegen die mir angedichtete Albernheit. Gegen welche Darlegung meiner Lehre richtet sich aber HÖFLER? — — — Gegen eine Stelle meiner Psychologie? — oder vielleicht gegen solches, was ich in Vorlesungen gesagt haben soll? Wo? Wann? Vor wem? Ich möchte dies in der Tat wissen. Lange habe ich weder die „Psychologie“ noch die Hefte zur Hand genommen, aber nach meiner Erinnerung ist es so, wie ich sagte, und ich möchte verhüten<sup>104a</sup>), daß nicht insofern etwas Falsches gesagt würde, als ich nicht glaube, „gedachtes Pferd“, sondern immer nur „Pferd“ als immanentes Objekt des Pferd-Vorstellenden bezeichnet zu haben (entsprechend ARISTOTELES); natürlich aber habe ich gesagt, „Pferd“ werde von uns gedacht, und insofern wir es denken (NB. Pferd denken, nicht „gedachtes Pferd“ denken), hätten wir „Pferd“ zum (immanenten) Objekt.

Doch nun genug . . .<sup>105</sup>).

F. B.

## 2. Ens rationis und ens irrealis (Verstandesding und irreales Wesen)

An Anton Marty.

— — — 1. März 1906.

Lieber Freund!

. . . . .  
 Sie verstehen, sagen Sie, unter „ens rationis“ das Nicht-reale insgesamt. Ein solches wäre z. B. ein leerer Raum, eine Unmöglichkeit von viereckig Rundem, eine Farbe (im Unterschiede von Farbigen); ja aus Späterem scheint hervorzugehen, daß Sie auch Bestimmungen wie „heller

als Rotes“, „kleiner als ein Kubikschuhgroßes“ dazu rechnen. Das alles wäre nach Ihnen im eigentlichen Sinne des Existierens und offenbar auch dann, wenn niemand intellektuell tätig wäre<sup>106</sup>). Wie wäre aber dann der Ausdruck „ens rationis“ gerechtfertigt? — Bei „Gedachtes“ selbst scheint es zur Rechtfertigung des Ausdruckes einer Erweiterung des Begriffes „ratio“ zu bedürfen, welche diesen dem Begriff „cogitatio“ des DESCARTES an Umfang gleichmachte. — Sagt man: „Gäbe es keinen Verstand, so würden jene nicht als etwas Besonderes erfaßt“, so scheint das nicht zu genügen. Dies Erfassen erzeugt sie ja nicht. Auch beginge man den Fehler dessen, qui nimium probat. — Nein! Man müßte konsequent außer der realen eine zweite ganz unabhängig von der ratio bestehende Klasse von entia anerkennen, die man entia non realia, nicht aber entia rationis nennen könnte. — Ich meinerseits bin, wie Sie wissen, auch dazu nicht bereit. Was die Relationen anlangt und Begriffe wie Gestalt, Lage, Ausdehnung (ich meine die betreffenden Konkreta), so gehören sie mir zu den realen. Der Konzeptionsmodus ist ein besonderer, nur bei komplizierter Apperzeption, wo Teile in einem Ganzen unterschieden werden, gegebener. Was die sogenannten abstrakten Namen wie „Farbe“ anlangt, so halte ich sie psychologisch nicht für wahre Namen, sondern für andere Redeteile. So auch „Sein von A“, „Nichtsein von A“, „Unmöglichkeit von A“. Diese sogenannten Namen sind äquivalent den Ausdrücken „daß A ist“, „daß A nicht ist“, „daß A unmöglich ist“, offenbar rudimentäre Reden, welche eine Ergänzung verlangen wie z. B.: Ich glaube, daß A ist; ich wünsche, daß A nicht sei; ich leugne, daß A unmöglich sei, und dergleichen. Nach meiner Überzeugung ist die Lehre von der Reflexion auf den Inhalt eines Urteils, der dasselbe, was man urteilt, vorstellend denken lassen würde, ein Wahn. Gewiß kann man einen so Urteilenden vorstellen, ohne so zu urteilen. Alles andere sind absurde Fiktionen. Was im Geist ge-

schieht, wenn man sagt: „Ich stelle mir vor, daß A sei, daß es nicht sei, daß es unmöglich sei“, muß durch genaue psychologische Analyse ermittelt werden. Ist sie gewonnen, so bekommt man auch Aufschlüsse darüber, was geschieht, wenn man „vorstellt, daß A gut sei“, „schlecht sei“ und dergleichen. Was zu den entia rationis geführt hat, erkennt man am besten wohl an den Beispielen, wo der Namen am besten passen würde, wie bei „gedachtes A“. Sage ich: „Ich denke A, welches klug ist“, so verknüpfe ich den Gedanken von mir als einem in gewisser Weise Denkenden mit dem Gedanken, „der A ist klug“, also mit „klug“ in ganz anderer Weise, als wenn ich mich so denkend als klug bezeichne<sup>107)</sup>.

Der Ausdruck „Farbe“ ist vielleicht gleichzusetzen dem Ausdruck „Farbiges als solches“, wobei sogar die Äquivokation in dem „als solches“, die ARISTOTELES recht wohl kennt, eine Äquivokation hineinbringen könnte<sup>107 a)</sup> . . . . .

### 3. Gegen sogenannte Urteilsinhalte, Sätze an sich, Objektive, Sachverhalte

An Anton Marty.

— — — 2. September 1906.

Lieber Freund!

. . . . .

Mit Bergmann sprach ich viel über Ihre Lehre, daß nicht bloß die realen Dinge, sondern auch ihr Sein, beziehungsweise das Nichtsein anderer und eine Legion, ja Unendlichkeit von Unmöglichkeiten sei. Nun schreibt er mir, daß er auch mit Ihnen wieder über die Frage gesprochen, Sie in der alten Weise fest gefunden und Ihnen in bezug auf manche meiner Argumente Konzessionen gemacht habe.

. . . . .

So will ich denn nochmals einen Versuch machen, Sie von dem, was ich für einen großen Irrtum halten muß,

zurückzubringen. Vor allem müssen wir zusehen, ob ich Ihre Lehre richtig verstehe.

Nicht darum handelt es sich, ob Inhalte von Urteilen als Inhalte von Urteilen<sup>108)</sup> bestehen, sondern ob etwas an und für sich besteht, was unter Umständen Inhalt eines Urteiles werden kann, und zwar eines richtigen Urteiles. Da man mit Recht urteilen kann, es gebe einen Baum, so ist, daß es einen Baum gibt, möglicherweise Inhalt eines richtigen Urteils<sup>109)</sup>. Und dieses, d. h. das Sein eines Baumes, ist. Ähnlich sollen das Nichtsein eines goldenen Bergs, die Unmöglichkeit eines runden Vierecks usw. sein, und zwar das Wörtchen „sein“ in ganz eigentlichem Sinne genommen.

Nach mir hätte man dagegen hier nichts als eine sprachliche Wendung, die zur Fiktion von neuem Seienden führt und uns über unsere psychischen Operationen in der Art täuscht, daß sie uns glauben macht, wir urteilten bejahend, wo wir verneinen.

Möglich auch, daß einer wirklich bejaht, nachdem er sich eingebildet hat, in „Unmöglichkeit eines runden Vierecks“ oder dergleichen einen Vorstellungsgegenstand zu besitzen. Er denkt nicht ihn, sondern als Surrogat bestimmte Zeichen. Er rechnet damit weiter ohne Fehler im Resultat, ähnlich wie Mathematiker, wenn sie absurde Fiktionen ohne Nachteil für das schließliche Resultat einführen, z. B. negative Größen, Einheiten durch Vielheiten dividiert, irrationale und imaginäre Zahlen, Polygone von unendlich vielen Seiten usw. usw.<sup>110)</sup>. So wird das ens linguae zum ens rationis, d. h. zu einer Fiktion cum fundamento in re, zu einer Fiktion, die irrig, aber in einer solchen festen Relation zur Wahrheit ist, daß ein Fortführen des Gedanken auf dem irren Wege zur Wahrheit gelangen lassen kann.

Der Abstand zwischen unseren Ansichten ist ein beträchtlicher. Sehen wir, was, wie ich glaube, klar und sicher zugunsten der meinigen entscheidet.

I. Es ist unmöglich, vorzustellen, ohne etwas vor-

zustellen. Und das „etwas“ bedeutet Reales. Ist das Vorstellen ein zusammensetzendes Vorstellen, so setzt es Reales<sup>111)</sup> zusammen.

Der ganze Begriff des Vorstellens in seiner Einheitlichkeit ist durch diese Wahrheit bedingt.

Jede Beobachtung bestätigt sie. Niemand kann wie einen Baum das Sein eines Baums, das Nichtsein eines Baums, die Unmöglichkeit eines runden Vierecks usw. vorstellen. Vielmehr zeigt eine sorgfältige psychische Analyse, daß man es mit einer Vereinigung von urteilender mit rein vorstellender Tätigkeit zu tun hat, z. B. ich verwerfe apodiktisch a und stelle b als mit a identisch vor, (prädiere vorstellend, nicht urteilend, b von a). Dann habe ich getan, was man durch die Sprache getäuscht, im wahren Sinne für ein Vorstellen der Unmöglichkeit jenes b nennt<sup>112)</sup>.

Wer im eigentlichen Sinne ein Vorstellen der Unmöglichkeit oder dergleichen behauptet, irrt ebenso, wie wer behauptet, sie sei Gegenstand eines richtigen, anerkennenden Urteils, oder sie sei.

2. Eine Bestätigung des Gesagten liegt darin, daß Sie selbst zugestehen müssen, daß alle Behauptungen, welche Ihre entia rationis anerkennen würden, in Behauptungen, welche Realia zu Objekten haben, ihr Äquivalent haben würden. So wäre: „Die Unmöglichkeit von a ist“ äquivalent dem apodiktisch verwerfenden Urteil: „a ist unmöglich“<sup>113)</sup>. Daß auch die temporalen entia rationis keine Ausnahmen machen würden, zeigt mein Nachweis der Temporalmodi des Vorstellens<sup>114)</sup>.

Und nicht bloß äquivalent wären solche Urteile mit Urteilen über reale Gegenstände, sondern sie wären immer gleichzeitig vorhanden. Somit erschienen jene anderen ganz unnütz und gegen die Ökonomie der Natur<sup>115)</sup>.

Alles das aber stimmt aufs trefflichste zu meiner Auffassung, die sie als entia linguae, als Fiktionen auf Grund einer mißverstandenen Vervielfältigung sprachlicher Wendungen begreifen will.

3. Sie werden vielleicht sagen: diese entia rationis, welche den Inhalten der richtigen Urteile entsprechen, sind trotzdem nicht unnütz. Sie leisten uns den wichtigen Dienst, das richtige von dem falschen Urteil zu scheiden. Die Richtigkeit des Urteils besteht in der Übereinstimmung des Urteils mit der Sache, d. h. nicht mit dem Gegenstand, sondern beim affirmativen mit dem wirklichen Sein, beim negativen mit dem wirklichen Nichtsein des Gegenstandes.

Ich antworte: Ich sehe schlechterdings keine Berechtigung, um des Unterschieds zwischen richtigem und unrichtigem Urteils willen jene entia rationis zu erfinden. — — —

Wenn gesagt wird: „Im Falle das Sein von A ist und einer sagt, A sei, urteilt er richtig“, so werde ich sagen: „Im Falle A ist, und einer sagt, A sei, urteilt er richtig.“ Ähnlich statt „Wenn das Nichtsein von A ist und einer A leugnet, urteilt er richtig.“ — „Wenn A nicht ist und einer leugnet A, urteilt er richtig“ usw. usw.<sup>116</sup>).

Wann glaubt einer, es urteile jemand richtig? — Wenn dieser urteilt, wie er selbst urteilt; also z. B. wenn er selbst urteilt „A ist nicht“ und bemerkt, daß ein anderer A leugnet, so glaubt er, jener urteile richtig. Und von sich selbst glaubt jeder, der etwas glaubt oder leugnet, daß er richtig glaube und leugne. Sonst urteilt er eben nicht selbst in dem angegebenen Sinne.

Dies Glauben mag kein Erkennen sein, und dann kann einer auch nicht erkennen, daß das betreffende Urteil (das eigene oder das eines anderen) richtig ist. Hierzu<sup>117</sup>) ist nötig, daß das Urteil als mit einem mir selbst unmittelbar oder mittelbar evidenten Urteil nach Gegenstand, Form, Modus des Tempus und eventuell der Apodiktizität übereinstimmend erkannt wird<sup>118</sup>).

Daß das Urteil durch eine Änderung, die in der Wirklichkeit vorgeht, aus einem richtigen zum unrichtigen werden kann, steht außer Zweifel. Aber auch hier wird diese Änderung nicht in dem Auftreten oder Entfall

eines ens rationis, sondern einem realen Vorgang bestehen, m. a. W.: Nicht das Sein von A wird entstehen müssen, um das Urteil „A ist“ aus einem unrichtigen in ein richtiges zu verwandeln, sondern A, nicht das Nichtsein von A wird entstehen müssen, um das Urteil „A ist nicht“ aus einem unrichtigen in ein richtiges zu verwandeln, sondern A wird aufhören müssen. Und wenn nur dies geschähe und weiter nichts (selbst im Falle einer noch andere Vorgänge mit angeblichen entia rationis fingierte), wäre nicht in diesem Faktum allein, das Reales betrifft, alles zur Richtigkeit meines Urteiles Gehörige gegeben? — Ohne Zweifel. Haben wir doch zugestandenermaßen in dem Vergehen des realen A das Äquivalent des angeblichen Entstehens des nichtrealen Nichtseins von A<sup>119</sup>).

4. So hat denn die Lehre von der Existenz jener Udinge nicht das geringste für sich. Und insbesondere auch nicht einmal die Autorität des ARISTOTELES und der anderen, welche nach ihm die Wahrheit in eine Übereinstimmung des intellectus mit der res setzen. Denn sie dachten unter res nicht ein dem Inhalt entsprechendes ens rationis, sondern den Gegenstand, der ein Reales ist.

5. Hierzu kommen dann noch, um die Widerlegung erdrückender zu gestalten, die absurden Konsequenzen. So vor allem ein regressus in infinitum, wenn einer mit Evidenz etwas erkennen will, z. B. „A ist“. Er könnte dieses nicht, ohne sowohl mit Evidenz A als mit Evidenz das „Sein“ von A anzuerkennen. Denn ohne sich von der Existenz dieses zweiten Objekts zu überzeugen, könnte er die Übereinstimmung seines Urteils mit ihm nicht erkennen. Hat er das „Sein von A“ früher als A mit Evidenz erkannt? — Wohl nicht. Also zugleich. Er hat es also zugleich zum Inhalt und zum Objekt gehabt. Wenn dies, so war ein Inhalt dieses zweiten Urteils gegeben. Und er mußte vorher oder zugleich mit dem Sein von A als existierend erkannt werden. Dieser zweite Inhalt war das Sein des Seins von A. Auch dies mußte nicht bloß als Inhalt, sondern auch als Objekt gedacht

werden usw. usw. in infinitum<sup>120</sup>). Der regressus in infinitum oder vielmehr die Gleichzeitigkeit einer unendlichen Vielheit von Anerkennungen: A ist, das Sein von A ist usw. usw. ist also ganz unvermeidlich. Bergmann schreibt mir, diese unendliche Vervielfältigung schein ihm jetzt ähnlich wie bei der Erkenntnis des sekundären Objekts *ἐν παρέργῳ* zu vermeiden. Er übersieht die Ungleichheit des Falls. Das innere Bewußtsein ist selbst in dem Akt, der sekundäres Objekt ist, begriffen<sup>121</sup>). Nicht so könnte aber in dem Sein des A das Sein des Seins des A usw. begriffen sein. Jedes soll vom andern wie das Sein des A vom A verschieden sein.

6. Eine andere Art, zu der Absurdität einer unendlichen Vielheit zu führen, ist nicht minder leicht. Wie Gott beständen von Ewigkeit unendlich viele entia rationis, insbesondere eine Unendlichkeit von Unmöglichkeiten, Sein von Unmöglichkeiten, Sein von Sein dieser Unmöglichkeiten, Nichtsein von Nichtsein dieser Unmöglichkeiten. Ebenso eine Unendlichkeit von Nichtseins anderer Unmöglichkeiten sowie auch von Nichtseins von Realien usw. Alle Argumente gegen das unendlich Viele wenden sich also gegen eine Lehre, die offenbar, ohne irgendwelchen Dienst zu leisten (Äquivalente sind ja da), nur Ungelegenheiten und unbesiegleiche Verlegenheiten schafft. Unmittelbare Beobachtung und logische Verfolgung in die Konsequenzen vereinigen sich also, um sie völlig unannehmbar erscheinen zu lassen. Freuen wir uns des Ergebnisses! Wir haben der Verwicklungen genug, wenn wir das Reale als einzigen Gegenstand gelten lassen. Platons Ideen halfen in nichts. Es war, sagt ARISTOTELES, wie wenn einer das Wenigere zu zählen verzweifelte, nach Zugabe von unvergleichlich Mehrerem aber der Additionsaufgabe Herr werden zu können glaubte. Ähnlich steht's mit der Zugabe der Sein von A, Nichtsein von B, Nichtsein des Nichtseins von A und ähnlichen „entia rationis“<sup>122</sup>). — — —

F. B.

## II.

An Oskar Kraus.

6. September 1909.

Lieber Freund!

Was die wissenschaftlichen Differenzen anlangt, die zwischen Marty, dem Sie sich anschließen, und mir bestehen, so können sie unser freundliches Verhältnis nicht trüben. Wenn Sie aber sagen, daß die alte Lehre sich in allen Punkten verteidigungsfähig zeige, so möchte es mir doch scheinen, daß das Viele, was ich Ihnen dagegen gesagt, wirkungslos verhallt ist. . . . Angefangen von der Absurdität unendlicher Vielheit<sup>123)</sup> bis hin zu dem, was ich Ihnen schon wiederholt und auch zuletzt noch über den Verstoß gegen das allgemeine Gesetz sagte, daß, wenn etwas vorgestellt wird, alles vorgestellt wird, was zu seinem Inhalt gehört<sup>124)</sup>. Wer das Nichtsein eines Körpers vorstellt, müßte darum auch das Nichtsein eines lebenden Körpers, einer Pflanze, eines Tieres, eines Menschen, eines Negers, eines Frosches usw. vorstellen. Daß man aber das Nichtsein eines Frosches nicht vorstellen könne, ohne auch einen Frosch vorzustellen, dürfte jeder zugeben. Und so sieht man denn, was für eine ungeheuerliche Vorbedingung jene angebliche Vorstellung des Nichtseins eines Körpers hätte. Was wir eigentlich tun, wenn wir jenen Denkakt vollziehen, in welchem das Vorstellen des Nichtseins eines Körpers gegeben sein soll, das habe ich auch schon früher dargelegt<sup>125)</sup>. Es ist deshalb also nicht richtig, daß ich die neue Lehre Ihnen gar nicht anschaulich unterbreitet hätte.

Ich habe Ihnen aber auch schon gesagt, daß es gar nichts verschlägt, wenn man fortfährt, Wendungen zu gebrauchen wie: ein gedachter Mensch ist, Röte ist, ein Nichtrotes ist, eine Möglichkeit ist, eine Unmöglichkeit ist usw. usw., obwohl hier überall von einem Sein im uneigentlichen Sinn gesprochen wird, und so mag man denn auch von der Vorstellung eines Nichtseins und von

dem ewigen Bestand eines Nichtseins und dem von unendlich vielen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten reden, wenn man nur am entsprechenden Ort Sorge trägt, alle diese Ausdrücke in entsprechender Weise durch Rückführung auf Sätze, die das „Sein“ eigentlich gebrauchen, zu erklären — oder wenigstens sich hütet zu behaupten, daß eine solche Rückführung nicht gefordert sei, da vielmehr auch in dem Fall, wo ich sage, „es gibt ein Nichtsein“, das „es gibt“ im eigentlichen Sinn keine Anwendung findet.

Unter den merkwürdigen Aporien THEOPHRASTS zur Metaphysik, mit deren Studium ich mich gerade beschäftige, fand ich auch eine, worin er von solchen spricht, welche meinen, daß auch manches, was nicht sei, nicht gewesen sei und nicht sein werde, zum Universum gehöre, daß er sich aber auf diese Frage nicht einlassen wolle, die die Grenzen überschreite.

In der Tat, gehört es zu Gott, daß er allmächtig ist und wie die bestmögliche Welt auch die Gesamtheit der minderwertigen (Welten) vorstellt, die weder sind, noch je waren oder sein werden. So gehören sie gewissermaßen doch auch zum Universum und seinem Verständnis aus dem letzten Grund. Im Unterschied von der Meinung, die THEOPHRAST andeutet, würden MARTY und Sie sagen, es gehöre auch hier nur Bestehendes zum Universum, ja sogar ewig Bestehendes, denn man habe es hier mit ewigen Möglichkeiten, Unmöglichkeiten und ewigem Nichtsein von Welten zu tun, die als minderwertig hinter der einen bestmöglichen durch den Ratschluß Gottes hintangesetzt worden sei.

Ehe ich schließe, will ich noch ausdrücklich auf die Frage antworten, die Sie, wie es scheint, ganz unlösbar glauben: „Welchen Sinn hat nach Ihnen der Satz: „Nichtreales ist nicht“? — Ich antworte, sein Sinn ist: „Es irrt, wer etwas anerkennt und es als real leugnet.“ Sie werden das hoffentlich leicht verstehen, wenn Sie an das, was wir ja, glaube ich, gemeinsam über die zusammen-

gesetzten Urteile und insbesondere über das Absprechen eines Attributs bei Anerkennung des Subjekts des Satzes lehren<sup>126</sup>) . . .

### III.

An Oskar Kraus.

Schönbühel, den 20. September 1909.

Lieber Freund!

Die Worte, worin sie unsere wissenschaftlichen Differenzen berühren, sind kurz, aber darum nicht minder deutlich.

Sie verstehen nicht, was ich meine, wenn ich behaupte, daß, wenn irgendein Objekt vorgestellt wird, jeder Teil des Objekts *implicite* vorgestellt werde<sup>127</sup>). Ich erinnere Sie hier an die Lehre unserer Logik, daß das positive Urteil dem ganzen Inhalt nach beurteilt. Erkenne ich z. B. einen Spatzen an, so auch einen Vogel, weil Vogel logischer Teil des Spatzen ist, und einen Schnabel, weil er *physischer* Teil des Spatzen ist<sup>128</sup>). Diese Teile werden nur *implicite* beurteilt, weil sie *implicite* vorgestellt sind.

Nehmen wir nun den Fall an, es gäbe wirklich im eigentlichen Sinn ein Vorstellen und Anerkennen des Nichtseins eines Spatzen, so würde dies nicht das Vorstellen und Anerkennen des Nichtseins eines Vogels oder Spatzenschnabels *implicite* einschließen, wohl aber das Vorstellen und Anerkennen des Nichtseins eines alten Spatzen, eines jungen Spatzen, eines gesunden Spatzen, eines kranken Spatzen, eines zahmen Spatzen, eines wilden Spatzen, eines männlichen Spatzen, eines weiblichen Spatzen, eines nistenden Spatzen, eines hungrigen Spatzen, eines Spatzen, der ein Weibchen hat, usf. usf. einschließen. Dies aber ist sichtlich nicht der Fall. Setzt doch vielmehr der psychische Prozeß, den man fälschlich als Vorstellen des Nichtseins von A deutet, nach dem Zugeständnis der Vertreter dieser irrigen Ansicht selbst das Vorstellen von A voraus;

und so würde der, welcher alle jene Nichtsein in seiner Vorstellung des Nichtseins des Spatzen implizit mitvorstellte, auch die Vorstellung eines alten Spatzen, jungen Spatzen usf. usf. ebenso sicher haben müssen als derjenige, welcher einen Spatzen vorstellt, die eines Vogels und Schnabels und anderer zum Spatzen gehöriger Teile; was falsch ist und in seiner Konsequenz Absurditäten involviert<sup>129</sup>).

Und nun auch noch ein Wort zu dem, was Sie über das „richtig“ bemerken. Sie behaupten, jeder Mensch wird sagen, der Begriff des „Richtigen“ setzte eine Relation oder relative Bestimmung voraus; er sei da anwendbar, wo jemand sich angemessen zu etwas anderem verhalte, es könne dieser Begriff darum nicht durch die Anschauung ähnlich wie der Begriff „rot“ geklärt werden, da er (und dasselbe gelte von allen reflexen Begriffen) nicht durch Abstraktion gewonnen sei<sup>130</sup>).

Ist das vielleicht MARTYSche Psychologie? — Wenn dies, so hat sie sich in wesentlichen Stücken von der meinigen wie von der des ARISTOTELES entfernt; ja sie zeigt eine bedenkliche Annäherung an Lehren von HUSSERL, der ebenfalls Begriffe kennt, die aus keinen Anschauungen entstammen. Dies, was die zwei letzten Bemerkungen betrifft! Ich halte dafür, daß es wie eine äußere auch eine innere Anschauung gibt, welche die Quelle für alle jene Begriffe, die man reflexe Ideen genannt hat, genannt werden muß. —

Nur eines gebe ich zu, daß wir, wenn wir ein sekundäres Objekt, immer auch ein primäres anschauen<sup>131</sup>). Ich verstehe aber keineswegs, wie hieraus folgen soll, daß ich, wenn ich mich als richtig Urteilenden oder als richtig Liebenden erfasse, zugleich die Erkenntnis haben müsse, daß etwas anderes als ich bestehe. Ja, ich finde diese Behauptung im höchsten Grade befremdlich, wenn sie auf den Fall, wo ich richtig negativ urteile und wo ich richtig liebe oder hasse, ohne zu glauben, das, was ich liebe oder hasse, sei, angewandt wird. Diejenigen,

welche bei den richtigen negativen Urteilen und (sofern ich gut unterrichtet bin) auch bei dem richtigen Lieben und Hassen ein solches Etwas und eine Relation zu ihm bestehen lassen<sup>132</sup>), behaupten selbst nicht, daß dieses Etwas das Objekt des Urteilenden bzw. des Liebenden oder Hassenden sei<sup>133</sup>). Das Objekt des richtig negativ Urteilenden kann ja unmöglich sein, ohne daß das dem negativen Urteil kontradiktorische Urteil richtig ist. So behauptet man denn in einer mir im höchsten Grade anstößigen Weise, daß der Begriff „richtig“ die Übereinstimmung des Urteils mit etwas bedeute, was kein Gegenstand des Urteils ist<sup>134</sup>).

Wenn ich nun gar höre, daß alle Welt in einer solchen Lehre einig sein soll, so glaube ich mich berechtigt, nicht bloß in meinem, sondern schier in aller Welt Namen feierlichst zu protestieren.

Und so möchte ich denn meine jungen Freunde in Prag nochmals dringend warnen, sich doch nicht in eitlen Fiktionen zu verlieren, vielmehr wieder zur altbewährten Psychologie zurückzukehren.

Ich erinnere auch noch daran, daß die zwei Argumente, auf die ich mich berief, nicht die einzigen sind. Das Argument des Versprechens, ein ens rationis zu heiraten<sup>135</sup>), war ein drittes, aber auch dies nicht das letzte in einer langen Reihe. Und wenn Sie also sagen, auch meine jetzigen Ansichten könnten sich noch in manchen Punkten reformieren, so gebe ich dies nur mit einer Unterscheidung zu; was die positiven Aufstellungen anlangt, mag noch manche Ergänzung und Modifikation möglich sein<sup>136</sup>), was aber die Verwerfung der in Frage stehenden Theorie anlangt, so trage ich kein Bedenken, sie durch das Kriterium der Evidenz selbst für immer gesichert zu nennen.

Und nun nur noch freundliche Grüße. Ihr ganz ergebener

F. B.

## IV.

An Oskar Kraus.

29. September 1909.

Lieber Freund!

Es will Ihnen nicht deutlich werden, was ich will, wenn ich bestreite, daß es ein Vorstellen vom Nichtsein einer Kuh gäbe, weil es sonst das Nichtsein von Kühen in allen Größen und Farben, Altern und Gesundheitszuständen, ja auch von Kuh und Ochse und Hirte und Weide usf. einschließlich darbioten würde.

Die Erklärung ist höchst einfach. Alle diese Nichtsein würden nicht zum Umfang, sondern zum Inhalt der Vorstellung „Nichtsein einer Kuh“ gehören müssen. Sie wären Teile von ihm, und es brauchte darum der Begriff „Nichtsein einer Kuh“ nur mit voller Deutlichkeit gedacht zu werden, so würde auch das Nichtsein von einer weißen Kuh, einer zweijährigen Kuh, einer Kuh und eines Hirten und einer Weide in aller Klarheit und Deutlichkeit gedacht sein. Es wäre dies ebenso notwendig, wie es notwendig ist, daß beim deutlichen Vorstellen eines Schimmels seine weiße Farbe, sein Kopf, seine Augen, seine Art als Pferd, seine Gattung als Einhufer und die höheren Klassen wie Säugetier, Wirbeltier, Tier, lebendiger Organismus, körperliche Substanz und dergleichen deutlich hervortreten würden, denn dies ist darum der Fall, weil sie zum Inhalt der Vorstellung „Schimmel“ gehören. Was dagegen zum Umfang des Begriffs Schimmel gehört, also z. B. der individuelle Schimmel, auf welchem Napoleon geritten, muß keineswegs als solches gedacht werden, damit die Vorstellung des Schimmels vollkommen deutlich sei.

Vielleicht genügen diese kurzen Worte, Ihnen meine früheren Bemerkungen verständlich zu machen, und Sie werden daraufhin erkennen, warum Ihre Erwiderung darauf nicht zutreffend ist<sup>137</sup>).

Auch eine andere Bemerkung Ihres Briefes zeigt mir,

wie manchmal ein Wort von mir mißdeutet wird. Ich hatte die Frage untersucht, ob die allgemeinen Vorstellungen alle aus individuellen durch Abstraktion gewonnen seien oder ob die Anschauungen selbst alle oder zum Teil eine gewisse Unbestimmtheit zeigten, und hatte mich für das letztere entschieden. Dies war etwas ganz anderes als die Annahme, daß wir Vorstellungen hätten, die weder Anschauungen noch durch Abstraktion aus Anschauungen gewonnen werden. Eine von ARISTOTELES überkommene Meinung über die Natur der Anschauung sollte nur dadurch berichtigt werden. Und in der Tat faßt selbst ARISTOTELES die sinnliche Anschauung schon wie eine Art Abstraktion, wenn er sagt, der Sinn erfasse die Form ohne Materie. Und wenn Sie bedenken, daß nach ihm den Akzidentien die Individualität durch die Substanz gegeben wird, und vergleichen, was er als gemeinsame Sinnesobjekte (*κινῶν αἰσθητῶν*) anführt, so werden Sie finden, daß das Individuationsprinzip in dem Empfindungsinhalt nicht enthalten erscheint<sup>138</sup>). — — —

## V.

An Oskar Kraus.

Schönbühel, den 11. Oktober 1909.

Lieber Freund!

Sie meinen, meine Lehre vom Inhalt der Vorstellung müsse sich in jüngster Zeit wesentlich geändert haben. Ich wüßte aber nicht, daß solches seit der Anerkennung der Temporalmodi<sup>139</sup>) geschehen sei, und auch diese hat mit unserer Frage nichts zu tun. Nie wurde bezweifelt, daß jede Vorstellung einen Inhalt und (von den absurden abgesehen) einen Umfang habe. Nie auch, daß das bejahende Urteil dem ganzen Inhalt nach, wie das verneinende dem ganzen Umfang nach das Vorgestellte beurteilt. Da wollte ich nun Ihre Aufmerksamkeit auf die Frage lenken, was bei der angeblichen Vorstellung des Nichtseins eines Pferdes als Inhalt und als zum Inhalt

gehörig zu bezeichnen sei. Sicher nicht das Nichtsein von solchem, was zum Inhalt des Begriffs „Pferd“ gehörig ist, sonst würde ein solches Nichtsein (zum Beispiel das Nichtsein eines Tieres, einer Substanz) implicite anerkannt sein. Das Vorgestellte wird ja seinem ganzen Inhalt nach beurteilt.

Was aber sonst? Offenbar doch wohl nichts anderes als ein Nichtsein. Welches also? Sollen wir sagen, das Nichtsein eines Hengstes? das Nichtsein einer Stute? — Doch dagegen spricht, daß ich auch bei deutlichster Zergliederung des Inhalts nichts davon in dem Nichtsein eines Pferde finde. Die angebliche Vorstellung des Nichtseins eines Pferdes verlangt zu ihrer vollsten Deutlichkeit nur die Deutlichkeit des Begriffes Pferd und seiner Falschheit<sup>140)</sup>, die beide hier gegeben sein sollen, wenn ich das deutlich gedachte universale Pferd verwerfe. Und ebensowenig kann aus demselben Grunde zugegeben werden, daß das Nichtsein eines weißen Pferdes oder eines Rappen zum Inhalt der Vorstellung des Nichtseins eines Pferdes gehört. Was aber, frage ich, gehört dann zu ihr? Wer darüber nachdenkt, wird finden, daß für die angebliche Vorstellung des Nichtseins eines Pferdes gar nichts als zu ihrem Inhalt gehörig angegeben werden kann, wie für die Vorstellung eines Pferdes das Merkmal Tier, Wirbeltier, Säugetier, lebendiges Wesen, Körper und wieder Kopf, Herz und andere Teile namhaft gemacht werden können. Indem ich nun darauf hinwies, hoffte ich, das Ungeheuerliche, das in der Annahme der Vorstellung des Nichtseins eines Pferdes im eigentlichen Sinne und ähnlicher Vorstellungen von Nichtsein und Unmöglichkeiten liegt, Ihnen auffällig zu machen. ARISTOTELES bleibt im Recht, wenn er sagt, wir erkannten die Privation gewissermaßen *τῷ ἐναντίῳ*.

Hoffentlich genügt das Gesagte, um meine Meinung voll verständlich zu machen, wenn nicht auch für Sie die ganze Frage definitiv zu erledigen<sup>141)</sup>. —

. . . . .

## VI.

An Oskar Kraus.

v. 31. Oktober 1914.

Wir beide wissen MARTYS Charakter und wissenschaftliche Bedeutung ungleich mehr zu schätzen als andere, und immer sollen sie lebendig uns bewußt sein, wenn wir gewisse Fragen erörtern, in welchen MARTYS freier Sinn sich durch Widerspruch gegen mich und durch Kritik, die er an meiner Lehre zu üben versuchte, in schöner Klarheit offenbart. Wie er mit Recht auch der Meinungen seines einstigen Lehrers nicht schonte, so wollte er auch sicher keine Schonung der seinigen, welche mit der Liebe zur Wahrheit unverträglich wäre.

Die Lehren, die er beanstandet, hatten sich bei mir selbst erst allmählich und unter wiederholten Versuchen zur Selbstberichtigung herausgebildet. So konnte es geschehen, daß MARTY, der früher Entgegengesetztes von mir selbst gehört hatte, durch mich selbst gegen mich voreingenommen war, während er vielleicht besser getan hätte, sich zu sagen, daß besonders gewichtige Gründe mich bei solcher Abweichung von der früheren eigenen Meinung bestimmt haben müßten. Aber eines allerdings lag offen vor Augen, nämlich daß ich nicht unfehlbar sei, und hiedurch war die Hypothese, daß ich gerade auch bei den neuen Aufstellungen gefehlt haben könne, nahegelegt. So ist es gewiß auch wünschenswert, daß Sie bei neuerlicher Überprüfung diese Möglichkeit gar wohl im Auge behalten und sich nicht durch autoritative Momente, sondern nur durch sachliche Gründe bestimmen lassen.

Ich will Ihnen dieselben kurz in brieflichen Äußerungen vorlegen und beginne damit sogleich heute, indem ich in einer, wie ich glaube, sehr einfachen und strengen Weise den Beweis dafür erbringe, daß nichts anderes als Dinge

Objekte unseres Vorstellens und folglich unseres Denkens überhaupt sein können.

Der Beweis stützt sich darauf, daß der Begriff des Vorstellens ein einheitlicher, daß der Name also univok, nicht äquivok ist. In diesem Begriffe liegt es aber, daß jedes Vorstellen etwas vorstellt, und es könnte, wenn dieses „Etwas“ nicht selbst eindeutig wäre, auch der Name „Vorstellen“ nicht eindeutig sein. Ist dies nun gewiß, so ist es unmöglich, daß unter dem Etwas bald ein Ding, bald etwas Nicht-Reales zu verstehen ist; denn es gibt keinen Begriff, der Realem und Nicht-Realem gemeinsam sein könnte.

Dieser Beweis ist meines Erachtens schlechterdings entscheidend. Er findet aber sehr zweckmäßig eine mehr und mehr sich vervielfältigende Verifikation durch die Analyse von Fällen, in welchen etwas Nicht-Reales scheinbar ein Objekt des Vorstellens ist. Fühlen Sie sich durch irgendeinen solchen Fall im besonderen beunruhigt, so bin ich zur Durchführung der Analyse erbötig. Schon jetzt sei gesagt, daß sprachliche Eigentümlichkeiten gewöhnlich mit den Anlaß zur Täuschung bieten. Und wieder, daß man bei einiger Aufmerksamkeit jedesmal findet, daß außer den angeblich nicht realen Objekten immer auch Reales in den betreffenden Denkbereich fällt. Daran wird die Analyse anzuknüpfen haben und den Faden unter Verdeutlichung und Klärung gewisser nicht genügend beachteter Nebenumstände weiter spinnen, der dann uns bis zum Ausgang aus dem Labyrinth hinleiten wird. Es ist gut, hier, wie ich es schon früher getan, an die treffende Bemerkung von LEIBNIZ zu erinnern, welche rät, die in abstrakten Ausdrücken sich bewegende Rede in eine konkrete Sprache zu übersetzen, wobei es sich herausstelle, daß der Sinn unverkümmert derselbe geblieben sei.

---

## VII.

An Oskar Kraus.

8. November 1914.

. . . . .

Was unsere philosophische Frage betrifft, so bin ich Ihnen für die Mitteilung der Antwort, die MARTY selbst noch auf meine Objektion zu geben versucht hat, sehr dankbar. Wie schade, daß er mir gegenüber kein Wort davon verlauten ließ und daß mir dadurch die Möglichkeit genommen war, ihn von der Unhaltbarkeit derselben zu überzeugen. Mit Befriedigung stelle ich fest, daß MARTY recht wohl eingesehen hat, daß, wenn das „Etwas“ in dem Ausdrucke „etwas vorstellen“ keine einheitliche Bedeutung hat, der Name „Vorstellen“ selbst aufhört als univok gelten zu können. Diese Univokation, die unleugbar besteht, glaubt er nun aber dadurch retten zu können, daß er behauptet, unter „etwas“ sei hier Vorstelltes als Korrelat zu verstehen. Es wäre nun leicht gewesen, ihm zu zeigen, daß er sich hier im Irrtum befindet. Das „Etwas“ geht auf das, was Objekt ist, wie es in einem Falle Pferd, in einem anderen Farbiges, in einem anderen Seele und dergleichen ist. „Pferd“ bedeutet aber nicht „vorgestelltes Pferd“<sup>142</sup>), „Farbiges“ nicht „vorgestelltes Farbiges“, „Seele“ nicht „vorgestellte Seele“, sonst würde, wer ein Pferd anerkennt, nicht ein Pferd, sondern nur ein vorgestelltes Pferd oder, besser gesagt, einen das Pferd Vorstellenden anerkennen, was sicher falsch ist. Sie mögen zu größerer Deutlichkeit auch noch folgendes erwägen. Wenn in dem Ausdruck „etwas vorstellen“ das „Etwas“ die Bedeutung von Vorgestelltem hätte, so würde in dem Ausdruck „etwas leugnen“ das „Etwas“ so viel wie ein „Geleugnetes“ bedeuten. Nichts aber ist offener, als daß der, der etwas leugnet, es nicht als ein Geleugnetes leugnet, er weiß ja vielmehr, daß es von ihm selbst geleugnet wird. Wer also z. B. Gott leugnet, leugnet nicht einen geleugneten Gott, was

so viel hieße, als leugnen, daß es einen Gottesleugner gebe, sondern er leugnet Gott. So ist denn der einheitliche Begriff, der auch in dem Ausdruck „etwas vorstellen“ mit dem Etwas verknüpft ist, sicher nicht der von „Vorgestelltem“, vielmehr einer, der Gott und Pferd und Farbigem und Seele usw. usw. gemein ist.

Hiemit ist alles gesagt, was nötig ist, die Antwort MARTYS als unstatthaft darzutun; denn es ist dafür durchaus gleichgültig, wie wir jenen allem dem, was vorzustellen ist, gemeinsamen Begriff benennen wollen; ob „Ding“ oder „Reales“, genug daß er ein höchstes Universale darstellt, zu dem wir, auf was immer hinblickend, durch höchste Abstraktion gelangen, was MARTY zu leugnen gewagt hatte. Ich kann es aber nicht unterlassen, mein Befremden und mein Bedauern darüber auszusprechen, daß MARTY sich erlaubt hat, von dem altüberlieferten Gebrauch der Termini in der Art abzugehen, daß er den Begriff des Dinges in den eines Wirkungskräftigen verwandelt und ihn, welcher der Tradition nach der aller-einfachste und allgemeinste unser Termini war, für eine verwickelte Gedankenkombination erklärt, über welche die Philosophen sich namentlich seit HUMES Zeiten in einem noch nicht geschlichteten Streit befinden. Im MARTYSchen Sinne würde es nach HUME und MILL<sup>143</sup>) und vielen anderen auch nicht ein einziges Ding geben. Kann etwas anderes klarer zeigen, daß Marty sich hier die willkürlichste Änderung der Terminologie erlaubt hat? Gehen wir von der modernen Zeit in die Zeit des Mittelalters und Altertums zurück, so ist der Widerspruch der MARTYSchen Bestimmung mit dem, was der einheitliche Gebrauch aller Zeiten war, ebenso auffällig. Nach THOMAS ist der Begriff des Dinges, des Seienden im Sinne des Realen, der, welcher als allgemeinsten Begriff von dem Verstand zuerst in allem erfaßt wird. Wie hätte er sich einbilden können, daß man unter „Ding“ Wirkungskräftiges als solches sich vorstelle? Im Altertum wieder hat ARISTOTELES den Begriff des Realen, Seienden in

jedem Substanz- und Akzidenzbegriff für eingeschlossen erklärt. Wie sehr widerspricht das dem, welcher ihn mit dem Begriff des Wirkungskräftigen identifizieren will, wo ARISTOTELES das ποιῆν als eine spezielle Kategorie unter den akzidentellen aufführt!

Ich glaube sagen zu dürfen, daß diese ganz ungehörige Abweichung von der überlieferten Bedeutung bei MARTY noch viele andere schlimme Folgen hatte. Vieles, was er in seiner Lehre von Raum und Zeit und Inhalten und, wie ich im besonderen bedauern muß, in der Gotteslehre selbst verschlimmbessert hat, wäre ohne die Verwirrung, welche durch solche willkürliche oder mißverständliche Änderungen der Terminologie entsteht, womit dann Wortdistinktionen, denen keine in unserem Denken entsprechen, zusammenhängen, vermieden worden. Überall bleibt freilich der rege Forschungstrieb und die Unermüdlichkeit des Fleißes bewundernswert, aber um so mehr ist es zu bedauern, daß der Weg, der zum Ziele führt, gänzlich verfehlt wird und daß man sich mit jedem weiteren Schritt nicht der Wahrheit genähert, sondern von ihr entfernt hat<sup>143a</sup>).

## VIII.

An Oskar Kraus.

16. November 1914.

Inbezug auf mein auf die Einheit des Begriffes des Vorstellens gegründetes Argument nehme ich gerne zur Kenntnis, daß MARTY, da er es lösen wollte, den Begriff des „Etwas“ nicht als den des „Vorgestellten“, sondern als den des „Vorstellbaren“ zu fassen versucht hat. Aber ich bitte auch Sie, sich ruhig und vorurteilslos zu fragen, ob dieser Unterschied auch nur von dem geringsten Belang sein kann, oder ob nicht vielmehr nach angebrachter Korrektur meine Argumentation in alter Kraft sich erneuert. Wenn zugestanden werden mußte, daß wir nicht, sooft wir etwas vorstellen, es als Vorgestelltes zum Objekte machen, so mit gleicher Deutlichkeit, daß

wir nicht in allen diesen Fällen etwas als Vorstellbares zum Objekte haben. Wer könnte in dem Merkmal „Vorstellbares“ einen Gattungsbegriff für Stein, Pferd, Wald erblicken wollen? Und auch die Erläuterung, welche ich durch den Vergleich mit dem Leugnen von etwas gegeben, wird sich nach jener Korrektur noch immer als gleich dienlich erweisen. Sowenig der Gottesleugner Gott als geleugnet, so wenig stellt er ihn als etwas, was geleugnet werden kann, in Abrede, würde er doch sonst noch ebenso dem, was sein eigenes Bewußtsein ihm anschaulich zeigt, widersprechen. Wer glaubt, daß keiner Gott leugnen könne, glaubt ja inklusive auch nicht, daß einer ihn leugne. Würden Sie nicht hier durch eine, wie Sie mir so oft und nachdrücklich betont, eingewurzelte Überzeugung voreingenommen sein, so wäre es wohl unmöglich gewesen, daß Sie hier sich bei einer so wenig genügenden Entgegnung beruhigt hätten.

Wenn aber der Umstand, daß Sie so lange schon in jener Überzeugung leben, in dieser Beziehung sich nachteilig erweisen mußte, so kann er in anderem Betracht nur von Vorteil sein; denn man darf erwarten, daß einer, der schon so lange eine Überzeugung hegt und sie, auch nachdem er weiß, daß sie von anderen, denen er ein gewisses Urteil zutraut, aufs entschiedenste verworfen wird, mit gleichem Vertrauen festhält, die Frage allseitig durchdacht hat und um so mehr über das Allernächstliegende werde Bescheid geben können<sup>144</sup>). Und so werden Sie denn wohl nicht um eine Antwort verlegen sein, wenn ich über eines der einfachsten Beispiele Ihrer vermeintlichen nicht realen Etwas Aufschluß verlange. Es soll kein anderes sein als das Sein eines Einzeldinges, also z. B. das Sein dieses einzelnen Menschen. Wenn ich frage, ob es etwas von diesem einzelnen Menschen Verschiedenes sei, so müssen Sie natürlich die Frage bejahen und ähnlich auch des weiteren noch sagen, daß auch noch das Sein des Seins dieses Menschen als ein drittes von beiden und das Sein des Seins des Seins dieses Menschen als ein

viertes von diesen dreien und so weiter in infinitum verschieden sei. Allein da ich es mit jemand zu tun habe, der so gut weiß, was für ein Etwas unter dem Sein dieses Menschen zu denken ist, so darf ich wohl auch noch einige weitere Auskunft darüber erhoffen und fragen, ob, wie dieser Mensch sich aus Kopf und Rumpf und Gliedern und sein Kopf aus einer Nase, einem Mund, zwei Augen, zwei Ohren und anderem mehr und schließlich noch aus kleineren Partikeln und einer Kontinuität von Grenzen zusammensetzt, beim Sein dieses Menschen und weiter dann auch noch bei dem Sein des Seins und dem Sein des Seins des Seins desselben eine entsprechende Zusammensetzung aus dem Sein und Sein des Seins von den diesem Menschen zugehörigen Teilen und Grenzen sich findet. Vorderhand sehe ich nicht, wie sich das leugnen ließe, und knüpfe darum, eine bejahende Antwort voraussetzend, sogleich die weitere Frage daran, ob dann nicht wie dieser Mensch auch das Sein dieses Menschen und das Sein seines Seins usw. als ausgedehntes Etwas von gleicher Zahl und Größe der Dimensionen erscheinen müssen wie der Mensch selbst, die dann auch in einem primären Kontinuum, das dreidimensional und in jeder Richtung unendlich sein würde, nicht aber in dem Raum, sondern die eine in dem Sein des Raums, die andere in dem Sein des Seins des Raums usw. usw. beschlossen gedacht werden müßten. Da schon der Raum etwas Nicht-Reales sein soll, so wäre in dieser Beziehung zwischen diesen unzähligen neu anzunehmenden unendlichen primären Kontinuis und dem Raum selbst kein Unterschied. Nur kurz sei es angedeutet, daß dann in analoger Weise hinsichtlich der Zeit argumentiert werden kann und daß man darum außer der Zeit noch unendlich viele ihr analoge Chronoide annehmen müßte, in welchen man das Sein und das Sein des Seins der Dinge existieren ließe. In die Zeit selbst könnten Sie sie meines Erachtens konsequenterweise ebensowenig als in den Raum verlegen. Doch Sie werden ja das alles schon längst durch-

dacht und an der majestätischen Fülle des unermeßlichen Reichtums an Unendlichkeiten, mit welchen die Lehre von den nicht realen Etwas die Welt ausstattet, Ihr Auge geweidet haben.

Da taucht aber noch eine andere Reihe von Fragen auf. Wie außer diesem Menschen das Sein dieses Menschen, so soll außer dem im allgemeinen gedachten Menschen auch das Sein eines Menschen im allgemeinen existieren. In der Tat hat ja, wie der Satz „dieser Mensch ist“ auch der unbestimmte Satz „irgendein Mensch ist“ einen Inhalt, und auch dieser soll existieren. Da fragt es sich nun aber, wie sich seine Existenz zu der jenes anderen, der von diesem bestimmten Menschen spricht, verhält<sup>144a</sup>). Bezüglich des Universale Mensch stimmten MARTYS Ansichten mit den meinigen, soviel ich weiß, völlig überein. Das Universale als Universale existiert nicht. Nichts als Einzeldinge sind es, in welchen ein allgemeiner Begriff sich verwirklicht findet. Was aber von jenen Inhalten unbestimmt bejahender Sätze zu denken sei, ob sie, nachdem sie existieren sollen, eine Existenz für sich oder in den Inhalten der Einzeldinge oder sowohl die eine als die andere führen sollen, das möchte ich von Ihnen, welcher Sie dieses Gebiet so lang mit MARTY in Betrachtung gezogen und sich dabei in Ihrer Überzeugung, es nicht mit Chimärem, sondern mit wahrhaft Existierendem zu tun zu haben, nur immer aufs neue bestärkt fanden, wohl gerne hören. Ich selbst kann nicht wagen, Ihre Antworten auch nur hypothetisch zu antizipieren, da ich, wie immer ich hier denkend weiter zu schreiten suche, mich alsbald in einem Chaos absurder Annahmen untergehen sehe.

Hiermit sei es für heute genug. Ich bin auf die von Ihnen zu erwartenden Aufklärungen recht neugierig. Es würde die Aufmerksamkeit nur zu sehr verteilen, wenn ich auf Ihre Meinung, Sie kennten den Gang der Entwicklung meiner Lehre besser als ich selbst, zu sprechen kommen wollte. Meine Zweifel daran werden Sie vielleicht einiger-

maßen begreifen, wenn ich Sie frage, ob Sie auch nur eine Ahnung davon haben, wie es im letzten Grunde gekommen ist, daß ich selbst einst zu der nach meinem Dafürhalten so verwerflichen Lehre von der Existenz der Inhalte, die doch meinem großen Lehrer ARISTOTELES fremd war, geführt worden bin. Und wieder, wenn ich Sie frage (um von der ältesten Zeit zur neuesten überzuspringen), wie ich, nachdem ich eine Zeitlang es in selbstloser Wahrheitsliebe noch einmal versucht hatte, ohne die Vorstellung als dritter Grundklasse auszukommen, dazu gebracht wurde, jeden Zweifel daran aufzugeben. Sie reden so, als ob ein gewisser Widerstand meiner Schüler hier von Einfluß gewesen sei. Nichts aber liegt der Wahrheit ferner als dies, da ich vielmehr durch Fortschritte eigener psychologischer Untersuchungen die Mittel fand, gewisse Schwierigkeiten, die mit der Annahme jener dritten Klasse mich nicht hatten zurechtkommen lassen, zu lösen. Und das waren gerade solche Fortschritte, bei welchen mich meine früher unzertrennlich scheinenden Genossen nicht mehr begleitet haben<sup>145</sup>).

## IX.

An Franz Hillebrand, Innsbruck.

Florenz, den 25. Februar 1911.

Lieber Freund!

Sie gaben mir in Ihrem Brief nicht einfach ein neues Lebenszeichen, sondern sind darin auch auf manche nicht unwichtige theoretische und praktische Fragen zu sprechen gekommen. Das gibt ihm ein doppeltes und dreifaches Interesse.

Die hohe theoretische Frage, an welche ich bei dem einen Versuche rühren müßte, machen Sie nicht zum Gegenstand Ihrer brieflichen Erörterungen. Dagegen sprechen Sie von KÖHLER und KASTIL und kommen hier nicht bloß auf den immanenten Gegenstand und

seinen etwaigen Unterschied vom Inhalt, sondern auch noch auf den von „so sein“ und „sein“ und die Frage eines instinktiven äußeren Wahrnehmungsglaubens zu sprechen. Dieser scheint Ihnen nicht eigentlich zu bestehen. Interessant wäre es mir daraufhin zu hören, wie sich in bezug auf diesen Punkt Ihre Tierpsychologie gestaltet<sup>146</sup>). Daß die MEINONGSsche Lehre von einer Erkenntnis des „Soseins“ ohne gleichzeitige Erkenntnis des „Seins“ von KASTIL nicht angenommen wird, muß wohl als ein Anhaltspunkt für die richtige Deutung seiner Worte benützt werden, wenn er sagt, man könne etwas beschreiben, ohne zu glauben, daß es sei. Verstehe ich recht, was Sie ihn sagen lassen, so meint er, man könne angeben, was etwas sein würde, wenn es wäre, wie z. B. daß ein Zentaur, wenn er wäre, ein Lebewesen sein würde, das dem Oberleib nach einem Menschen gleicht, die unteren Teile mit dem Pferde gemein hätte. Und dieser Meinung KASTILS kann man ja wohl beipflichten, während man es dahingestellt lassen kann, ob er gut daran tut, hier von einer Beschreibung des Zentauren zu sprechen. Es kommt ja nicht so wohl auf die Ausdrücke als auf die Gedanken an. Auch wird er, wenn sie ihn fragen, ob einer sagen könne, was er vorstelle, wenn er nicht glaubt, daß es sei, dies gewiß unbedenklich bejahen. Und vielleicht wird er sich dann seinerseits zu einer Modifikation des Ausdrucks verstehen und zugeben, es sei richtiger zu sagen, man beschreibe den den Zentauren Vorstellenden seinem Objekte nach, als man beschreibe den Zentauren. Denn daß der einen Zentauren Vorstellende einen Zentauren zum Objekte hat, leugnet MARTY nicht, und so wird es denn auch KASTIL nicht leugnen wollen. Was aber die Distinktion, die MARTY zwischen Gegenstand und Inhalt macht, anlangt, so genügt ein Beispiel, sich seine Meinung anschaulich zu machen. Wenn einer urteilt: „Es gibt keinen Zentauren“, so hat er einen Zentauren zum Objekt. Zum Inhalt seines Urteils aber hat er das, was er urteilt, d. h., daß kein Zentaur sei = das

Nichtsein eines Zentauren. Nun aber geht MARTY weiter und behauptet, man könne von diesem Nichtsein eines Zentauren sagen, daß es in Wirklichkeit sei, während man von einem Zentauren nicht ebenso mit Wahrheit sagen könne, daß er in Wirklichkeit sei. Und hier stoßen wir nun auf den Punkt, wo ich selbst mich mit MARTY entzweie, nicht zwar, als ob ich nicht zugäbe, daß man sich so nach einem sehr gewöhnlichen Sprachgebrauch richtig ausdrücken könne, sagt man doch auch, es bestehe eine Unmöglichkeit, es gebe eine Vergangenheit und dergleichen. Aber wenn man sich so ausdrückt, so gebraucht man meines Erachtens die Ausdrücke „ist“, „besteht“, „es gibt“ in einem uneigentlichen Sinn, und analysiert man den Vorgang psychologisch, so stellt sich heraus, daß man es bei dem Ausspruche: „Das Nichtsein eines Zentauren ist“ nicht mit einer Affirmation, sondern mit einer Negation zu tun hat.

## X.

An F. Hillebrand, Innsbruck.

Zürich, den 21. Mai 1916.

Lieber Freund!

Der Eindruck, den Sie von KRAUS' MARTY geweihter Arbeit<sup>147)</sup> empfangen, stimmt mit dem meinigen überein. Von den zwei Punkten, welche Sie im besonderen berühren, ist die Adäquationslehre etwas, worüber ich schon mehr als einen Brief mit KRAUS gewechselt habe, aber ohne genügenden Erfolg. Ich hob hervor, daß das unmittelbar evidente Urteil nicht etwa bloß als wahr, sondern auch als logisch gerechtfertigt charakterisiert sei, was ein blindes, aber zufällig wahres Urteil in sich selbst nicht ist<sup>148)</sup>. Nur indem wir dieses mit einem logisch gerechtfertigten Urteil verglichen und es mit ihm nach Gegenstand, Tempus, Qualität und Modalität übereinstimmend fänden, stellten wir seine Wahrheit fest. Auf eine Übereinstimmung des Gegenstandes der Vor-

stellung mit einem in Wirklichkeit bestehenden Dinge komme es dabei in sehr vielen Fällen so wenig an, daß vielmehr bei den negativen Urteilen eine solche mit der Wahrheit des Urteils geradezu inkompatibel sei; die Behauptung aber, daß es sich hier und allgemein beim wahren Urteil um eine Übereinstimmung des Urteilsinhaltes mit einem außerhalb des Geistes bestehenden ens rationis handle, sei eine arge metaphysische Verirrung. Bei dem Urteil: „Ein Baum ist grün“ soll dieses ens rationis die Existenz eines grünen Baumes sein. Bei dem Urteil: „Es gibt kein fleischfressendes Pferd“ soll es die Nichtexistenz eines fleischfressenden Pferdes sein. Ich fragte nun, ob diese Nichtexistenz eines fleischfressenden Pferdes ein Universale sein solle, das in vielen Exemplaren und in einem z. B. in Prag, in einem anderen in Zürich existiere oder ob sie ein Individuum sei. Darauf erhielt ich keine bestimmte Antwort, doch schien es, als ob man der letzteren Ansicht sich zuneige. Daran knüpfte sich aber die weitere Frage, ob dies Individuum das Nichtsein eines fleischfressenden Hengstes als Teil in sich begreife und dieser wieder das Nichtsein eines fleischfressenden arabischen Hengstes usw., was nicht geleugnet werden konnte. Und nun fragte ich, von welcher Art hier die Teile zu denken seien, etwa als Teil eines Kontinuums oder als Teile einer dem Individuum zukommenden Definition oder als Merkmale, die zu einer komplizierteren Vorstellung gehörig in dem Gedanken des Ganzen begriffen sind. Jede dieser Annahmen war handgreiflich lächerlich, und so zeigte es sich denn, daß man zu neuen Fiktionen schreiten müsse, welche die Ungeheuerlichkeit der Verirrung noch sichtlicher machen. Neue Inkonvenienzen ergaben sich, wenn man erwog, daß wie das Nichtsein eines fleischfressenden Pferdes auch das Nichtsein eines geflügelten Pferdes existieren solle, daraufhin aber das Nichtsein eines geflügelten, fleischfressenden Pferdes als Teil sowohl dem einen als dem anderen dieser beiden Individuen zugehören würde. Doch

erscheint es nicht kindisch, die Dialektik noch weiter zu treiben, wo schon die Hälfte des Gesagten genügt, um zu zeigen, daß man sich in ein Reich von Chimären verloren hat<sup>149</sup>)?

Was den anderen von Ihnen berührten Punkt betrifft, so drängt sich mir wieder und wieder der Gedanke auf, daß es sich hier um ein gegenseitiges Mißverständnis handle. Daß man von Etwas im eigentlichen Sinne sagen könne, es sei, weil man es denke, werden Sie so wenig als ein anderer besonnener Kopf behaupten. Schon GORGIAS hat es widerlegt, indem er sagte, es müßte dann auch ein Wagenkampf auf dem Meere sein, sobald er sich einen solchen denke. Andererseits wollte gewiß auch MARTY nicht in Abrede stellen, daß man, wenn einer etwas denke, nach einem gemeinüblichen sprachlichen Ausdruck sagen dürfe, es sei als gedacht in ihm oder in seinem Geiste; nur hielt er für nötig, davor zu warnen, daß man dieses „Sein des Dinges im Geiste“ für ein „Sein“ im eigentlichen Sinne nehme. Es handle sich um ein bloßes Gedachtsein, und gedacht sein könne auch etwas, was nicht selbst im eigentlichen Sinne sei, sobald nur ein anderes sei und es denke.

Was die Unterscheidung von Relationen und relativen Bestimmungen betrifft, so hat wohl eine Unterscheidung, die einst ARISTOTELES in seiner Relationslehre gemacht, sie vorbereitet. Er teilte die Relationen in drei Klassen, von denen die eine die komparativen, die andere die kausalen, die dritte die intentionalen Relationen enthielt. Von den beiden ersteren sagte er, daß der realen Relation eine ebenso reale Korrelation entspreche. Nicht bloß das Größere, sondern auch das Kleinere sei, wenn Cajus größer ist als Titus, und nicht bloß das Verursachende, sondern auch das Gewirktwerdende als solches sei im eigentlichen Sinn, wenn etwas ein anderes verursache. Dagegen sei, wenn einer etwas denke, der Denkende im eigentlichen Sinn, das gedachte Ding aber nicht im eigentlichen Sinn. ARISTOTELES hat aber, als er diese Bestim-

mungen gab, nicht darauf geachtet, daß wir ebensogut wie gegenwärtig bestehende Dinge mit gegenwärtig bestehenden auch gegenwärtig bestehende mit solchen, die bestanden haben oder bestehen werden, vergleichen können. Ich kann ebensogut sagen, Cajus ist größer, als Titus vor einem Jahr gewesen ist, und Cajus ist größer, als Titus in einem Jahre sein wird, als Cajus ist größer, als Titus ist. In dem letzten Falle aber erlaubt die Sprache allein zu sagen, Cajus ist größer als Titus. Und hier allein ist das Korrelativ ebenso wie das Relativ, während in dem einen der beiden anderen Fälle das Korrelativ gewesen ist (Titus ist kleiner gewesen, als Cajus ist), in dem anderen aber sein wird (Titus wird in einem Jahr kleiner sein, als Cajus ist). Dazu kommt noch, daß wir Vergleiche auch mit solchem machen, was einer vorstellt, wahr oder irrig vermeint, hofft, fürchtet usw., z. B. „Der Schaden ist kleiner, als ich ihn dachte.“ Und um etwas Derartiges handelt es sich auch, wenn man sagt, die Zahl der unterscheidbaren Sterne sei kleiner als eine Million, wobei man nicht sowohl an eine Million wirklicher Dinge als an einen Begriff denkt, welcher in der dekadischen Ordnung eine bekannte Stelle einnimmt. Mit dem Ausbau der aristotelischen Relationslehre nach dieser Seite entfällt die ganze Schwierigkeit, welche zur Unterscheidung von Relation und relativer Bestimmung den Anlaß bot.

Freundschaftlich Ihr

F. Brentano.

---